

ASTRID RAUNER

# DER BERG DER KELTEN

2008

die  
ERBEN des  
GLAUBERGS

ACABUS

Historischer Roman



Astrid Rauner

DER BERG DER  
KELTEN  
- teil 2 -

DIE ERBEN  
DES GLAUBERGS



**ACABUS**

Verlag

**Rauner, Astrid: Der Berg der Kelten. Teil 2: Die Erben des Glaubergs,  
Hamburg, ACABUS Verlag 2012**

1. Auflage

ISBN: 978-3-86282-167-9

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich und kann über den Handel oder den Verlag bezogen werden.

PDF-eBook: ISBN 978-3-86282-168-6

ePub-eBook: ISBN 978-3-86282-169-3

Lektorat: Inga Pötting, ACABUS Verlag

Umschlaggestaltung: ds, ACABUS Verlag

Covermotiv: Statue aus Sandstein im Museum Keltenwelt am Glauberg, Am Glauberg 1, 63695 Glauberg, [www.keltenwelt-glauberg.de](http://www.keltenwelt-glauberg.de), Fotograf: Henning Goll, FOTO GOLL - come in and smile, Bahnhofstr. 4 1/10, 63654 Buedingen, Germany, P: +49 (0) 6042 – 3914, F: +49 (0) 6042 – 953113, M: +49 (0) 172 - 7711331, E: [smile@fotogoll.de](mailto:smile@fotogoll.de); Pavel Odvody

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Der ACABUS Verlag ist ein Imprint der Diplomica Verlag GmbH,  
Hermannstal 119k, 22119 Hamburg.

© ACABUS Verlag, Hamburg 2012

Alle Rechte vorbehalten.

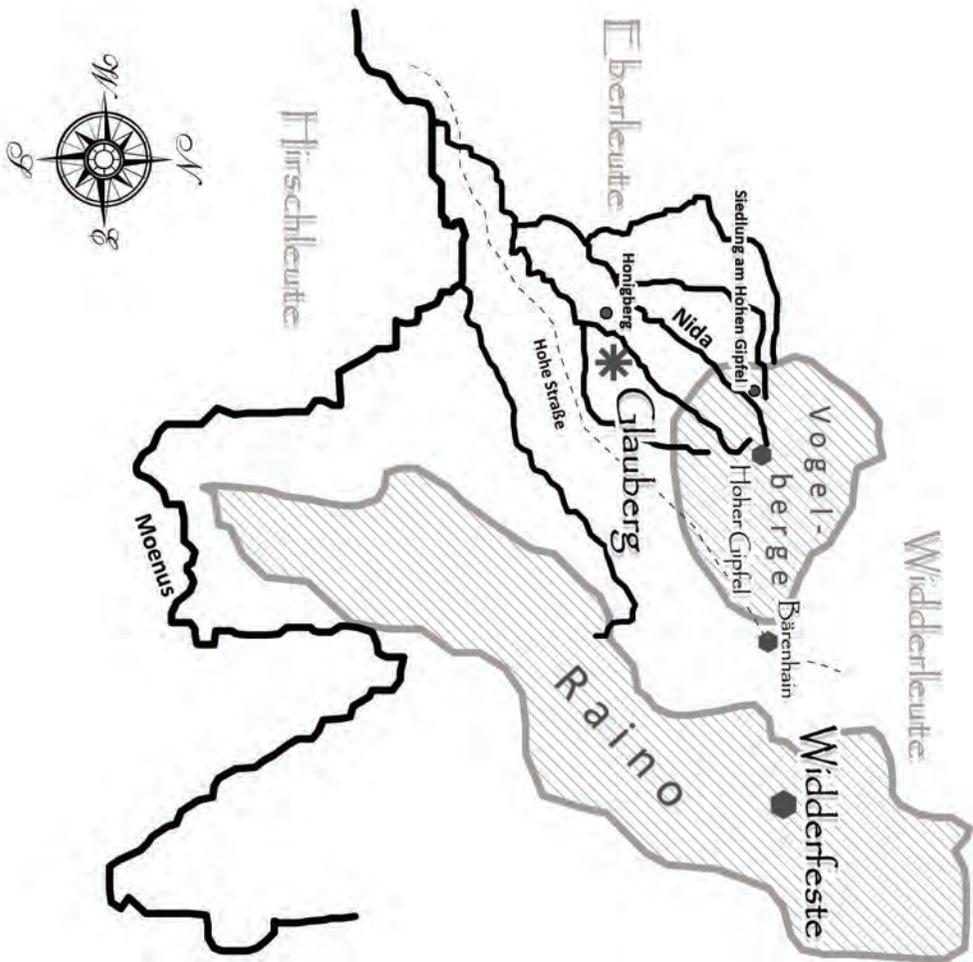
<http://www.acabus-verlag.de>

Printed in Europe

Für meine Vorfahren

Für meine Familie

Besonders für meine Eltern, für Regina und für Patrick, in Liebe



# WAS BISHER GESCHAH ...

Manchmal treffen die Götter rätselhafte Entscheidungen. Dass ich in dem Frühling, da meine Schwester Raelhia heiraten wollte, den Beginn dieses Krieges erleben sollte, des legendären Krieges, von dem noch die Kinder meiner Kindeskinde erzählen werden, wie hätte ich das ahnen können? Ich, Hahles, der Sohn von Ihlain dem Schmied und Darra vom Glauberg, war auf dem Rückweg einer Handelsreise niedergeschlagen worden, am Ostrand der Vogelberge, von Wegelagerern eines Stammes, der mit dem meinen durch göttliche Abstammung verbrüdet war.

Mein Volk, die Eberleute, und die Widderleute aus den hügeligen Ländern der Raino entstammen den alten Legenden nach Uedhor, dem Gott des Wassers, der mit einer Menschenfrau zwei Söhne zeugte und ihnen unsere Heimat, die Uedhoreiba, zum Geschenk machte. Im Laufe der Generationen hatten sich die Widderleute die Raino östlich der Uedhoreiba erobert und dort ein mehr oder weniger wachsendes Reich aufgebaut, während die Eberleute von der Fruchtbarkeit ihrer Länder und den Handelsbeziehungen bis weit in den Süden zehrten.

Brüder sind die Ahnenväter unserer Stämme gewesen – und so waren unsere Fürsten Geschwistern gleich, einig in allen Kriegen. Männer dieses Stammes schlugen mich nieder, jedoch nicht, um mich auszurauben. Nein – ich entdeckte bei ihnen einen Gefangenen, der die Sprache meiner Leute beherrschte und von dem diese Verbrecher später als Schamanen redeten. Zurück bei meinen Leuten vermisste niemand diesen Unbekannten. Stattdessen schickte der Widderfürst uns Krieger zur Verteidigung gegen unseren alten Feind, die Hirschleute, die jenseits des gewaltigen Stroms des Moenus lebten.

Die entscheidende Schlacht endete zu unseren Gunsten. Dann aber erreichte uns die Nachricht, dass ein Verräter Dunaan, die Nichte unseres Fürsten Dhalaitus, entführt und verkauft hatte. Ohne Spur schien Dhalaitus' Bruder Bhranag daran zu verzweifeln, dass seine Tochter unauffindbar war. Und ausgerechnet ich fand den allerersten Anhaltspunkt.

Ich hatte beobachtet, wie der Verräter Aehlos – zu dieser Zeit noch unentdeckt – mit einem Widdermann über wertvolle Belohnungen verhandelte. Der Widdermann war einer der Wegelagerer gewesen, die mich niedergeschlagen hatten. Also erteilte unser Fürst mir den Auftrag, seinen jüngsten Bruder Borignenos und einen seiner Freunde zu den Widderleuten zu führen, den heimkehrenden Kriegern folgend. Hier hätte die Spur ins Leere gehen können – di-

rekt nachdem wir erfuhren, dass Dunaan sich tatsächlich in der Hand derselben Wegelagerer befand, die auch den Schamanen entführt hatten. Nur erfuhr ich, während ich einen der Männer belauschte, was ich am liebsten nie gewusst hätte.

Verwickelt in die Entführung war Boriانا. Meine Boriانا. Meine Eltern hatten sie mir als Ehefrau ausgesucht und die Ehe arrangiert, waren sie doch schon seit Jahren Freunde und Handelspartner. Das allein waren gute Voraussetzungen gewesen. Doch ich hatte tatsächlich mehr Gefallen an ihr gefunden, als es für Freunde aus Kindertagen üblich gewesen wäre. Sie hätte gut enden können – unsere Geschichte. Damals aber dachte ich, sie wäre schon zu Ende gewesen, bevor diese hier begonnen hatte. Boriانا löste unsere Verbindung. Sie selbst. Sie redete so lange auf ihren Vater ein, dass ihre Wahl auf einen anderen Mann gefallen war, bis dieser bei Ihlain die Verlobung aufheben ließ.

Für mich hätte es eigentlich eine Genugtuung sein müssen, dass Boriانا in Dunaan's Entführung verwickelt war. Aber das war es nicht. Ich fürchtete mich beinahe, Borigennos in ihr Dorf zu führen. Und dort fanden wir sie, Dunaan. Ich wurde von den Männern festgesetzt, während einer der Wegelagerer versuchte, Dunaan fortzuschaffen. Ausgerechnet Boriانا war es, die mir zur Flucht verhalf. Borigennos aber verlor Dunaan's Spur und musste uns bei einer Köhlerin in den Wäldern der Raino verbergen.

Wir wussten nicht, dass Dunaan sich währenddessen selber hatte befreien können – gemeinsam mit dem Schamanen, von dessen Entführung bis dahin nur ich gewusst hatte. Sein Name war Cernos, und es handelte sich bei ihm um einen Widdermann, der bei unseren Leuten aufgewachsen war. In Gefangenschaft geraten war er, da er Dhalaitus hatte warnen wollen. Vor einem Verrat. Einem Verrat, der die Geschichte von Eber- und Widderleuten in Frage stellen wollte, von göttlicher Brüderlichkeit und uralten Verbindungen. Ein Schamane war zum Berater des Widderfürsten Eburatos geworden, der zu viel Macht erlangt hatte. Mit einem fremden Söldnerheer hatte er die Widderleute gegen einen verfeindeten Stamm verteidigt. Eburatos hatte sich aus Dhalaitus' Schatten lösen wollen, war unzufrieden mit der Raino, wo der viele Regen die Ernten verdarb und der Schnee bis weit im Frühling nicht abschmolz.

Wie viel Macht der fremde Schamane dadurch erlangt hatte, wurde Eburatos erst bewusst, als es beinahe zu spät war. Die Reichtümer des Widderfürsten genügten nicht, um die Söldner auszuzahlen, die nun auf seinem Land saßen und sich genauso schnell gegen ihn wenden konnten. Eburatos war nur noch das Werkzeug des Fremden, der es in seinem Machthunger auf die Uedhoreiba abgesehen hatte. So zumindest erzählte es Cernos. Wir ahnten nicht,

welches Geheimnis dieser Fremde verbergen sollte – und wer dieses Geheimnis unglaublich fürchtete ...

# PROLOG

Das Lied des Flötenspielers hatte sich in den Baumwipfeln verfangen. Die Versuchung, immer lauter und lauter zu spielen, nur damit die feine Melodie mit zehnfacher Kraft von den hohen Wänden des Steinbruches zurückgeworfen wurde, war groß. Die Stille, die hier mancher Tage herrschte, war so drückend, dass selbst das Konzert der Vögel sie nicht vertreiben konnte.

Deshalb spielte der Hirte. Das Grunzen seiner Schweineherde, die sich hinter ihm zwischen den Bäumen verteilt hatte, spendete nur so lange heimeliges Vertrauen, wie er sich nicht bewusst machte, dass keines der Tiere ihm gegen die Geister beistehen konnte, die in den Nischen in der Felswand wohnten.

Der Tag war noch jung. Die Morgensonne spähte gerade über die Hügelkette am Horizont und tauchte den grauen Dunst, der sich über die Baumwipfel gelegt hatte, in blasses Rot. Es war jene Tageszeit, da die Welt zwischen Träumen und Wachen schwebte, die Zeit lichtscheuer Geister, die noch ein letztes Opfer suchten, bevor die Morgensonne sie gänzlich bis zum Abend vertreiben würde. Der junge Hirte kannte die Geschichten darüber ganz genau! Sein Vater erzählte sie ja immer abends am Feuer, sodass manch eine seiner Schwestern nachts kein Auge zutut.

Der Hirte selbst sollte eigentlich alt genug sein, um sich vor solchen Schatten nicht mehr zu ängstigen. Zog er doch schon seit Jahren kurz vor dem Sonnenaufgang mit seiner Herde von der Siedlung zum Steinbruch hinab, die auf einer leichten Anhöhe durch die Baumwipfel kaum noch zu sehen war. Mächtige Eichen hatten hier am Rande des Waldes die Jahrzehnte überdauert. Sie waren nicht wie die vielen Buchen und Holunderbüsche dem Ehrgeiz der Menschen zum Opfer gefallen, die vor kurzer Zeit bemerkt hatten, welch gute Preise der rot schimmernde Sandstein erzielte, der hier von Götterhand aus dem Boden gewachsen war.

Nur die Eichen, die der Gott Taranis liebte wie keine anderen Bäume, hatte man nicht gewagt, zu Brennholz zu verarbeiten – ganz gleich, wie sehr sie den Arbeitern mancher Tage im Weg standen. Denn die Misteln, die heiligen Pflanzen der Götter, hatten sich in ihren Ästen eingenistet. Und einen Gott mit so empfindlichem Gemüt wie den Herrn des Wetters zu verärgern, traute sich auch ein ehrgeiziger Dorfvorsteher nicht. Den Hirten kostete es demnach zu jeder Sonnenwende ein teures Opfer, dass er seine Schweine vom Dorf hierher treiben durfte, um sie mit den schmackhaften Eicheln zu mästen, von wel-

chen selbst nach dem langen Winter hier immer noch genügend liegen geblieben waren, um seine Herde bei Laune zu halten. Zumindest einige Tage noch. Sie würden sich bald mit den Resten von Bucheckern zufrieden geben müssen, wenn der Schamane ihres Dorfes den guten Willen des Taranis ausgereizt sah und den Hirten mit seiner Herde zurück in die Wälder befahl. Er selbst wollte sich nicht darüber beklagen. Wie viel härter war doch das Leben der wandernden Hirten, die zum Frühjahr mit ihren Herden die Dörfer verließen, um den alten Handelsstraßen nach Osten oder Norden zu folgen, hinein in die undurchdringlichen Wälder dieses Landes, die sich vom Sonnenauf- bis zum Sonnenuntergang erstreckten und in der Vorstellung des Hirten niemals ein Ende nahmen.

Männer wie diese, die ihre Herden weit weg von daheim treiben mussten, um sie immer an anderer Stelle zu neuem Futter zu führen, sah man häufig bis zum Herbst nicht wieder. Dem jungen Hirten graute es davor, dass ihn einmal dasselbe Schicksal ereilen könnte, wenn sein Vater tot und der Hof vielleicht nicht mehr zu halten sein würde.

An diesem Morgen aber waren seine Sorgen anderer Natur. Wozu sollte er sich schwarze Gedanken über die Zukunft machen, wenn seine einzigen Gegner dieser Tage nur die Geister waren, die im Steinbruch wohnten und mit jedem Windhauch einen leisen Gesang anstimmten, der aus den Felsnischen piff? „Du musst die Flöte spielen“, hatte sein Vater ihm geraten. „Sie lieben ihre Lieder und werden nur schweigend lauschen und dir nichts tun, bis die Sonne aufgeht!“

Also spielte er, die Augen geschlossen, mit der größten Inbrunst, die er aufbringen konnte. Der junge Hirte hoffte dabei inständig, dass die Geister nicht, wie manche Geschichten erzählten, in seinen Kopf blickten, um den Gedanken zu lesen, dass er sich nichts sehnlicher herbeiwünschte als das Morgenlicht, das die unerwünschten Gefährten in ihre Höhlen vertreiben würde.

Sonst war es ihm nie so schwer gefallen, doch heute, heute schien die Flöte wie verhext. Wieder war ein falscher Ton zu hören. Der Junge hätte sich selbst ohrfeigen können, doch sein Blick huschte immer wieder zu den Raben, die unablässig zwischen den Bäumen hin- und herflogen, keine dreißig Schritte von ihm entfernt. Er wunderte sich schon seit seiner Ankunft, was die Tiere dazu veranlasste, sich zahlreicher als sonst zwischen den Bäumen zu versammeln. Wahrscheinlich hatten die Wölfe, die hier in den Wäldern lebten, ein Reh gerissen und dort den Rest ihres Mahles zurückgelassen.

Der Hirte versuchte weiterzuspielen. Doch je länger er dasaß und das Geräusch der Raben sein Spiel verzerrte, umso weniger konnte er sich auf die

Melodie konzentrieren. Wider Willen hatten seine Hände zu zittern begonnen. Ein schiefer Ton schoss so scharf durch den Wald, dass er erschrocken sein Instrument fallen ließ und sich im gleichen Moment die Stille des Ortes wie ein Leichentuch über den Wald legte.

Der Junge wagte nicht zu atmen. Das Lied der Geister schien plötzlich ungeheuer laut zwischen den Felsen widerzuhallen, einträchtig mit dem Gesang der Raben, der immer mehr einem Lachen zu gleichen schien. *Sie lachen mich aus für meine Angst.* Der Hirte schluckte hart. Ihr Geschrei war so laut, dass es in den Ohren zu schmerzen begann. Der junge Hirte schrak auf, als eines der Schweine grunzend an dem umgefallenen Baumstamm vorbeilief, auf dem er sich niedergelassen hatte, und ihn damit auf die Beine scheuchte.

Nein, so ging das nicht weiter! Seine Hand krampfte sich um die Flöte, als er einen Schritt auf den Waldrand zumachte und sich fragte, woher er den Mut nahm. Es ließ sich doch ausfindig machen, was die Raben anzog! Dort hinter den Bäumen lag nur ein totes Tier, wie man sie zu Dutzenden in den Wäldern finden konnte. Keinerlei Gefahr ging von den toten Körpern aus, deren Geister längst in die Andere Welt eingezogen waren!

Sich Mut zuredend schlich der Junge vorwärts, immer einen Fuß vor den anderen. Nach wenigen Schritten war das Geschrei der Raben so laut, dass er am liebsten auf der Stelle kehrtgemacht hätte. Was ihn vorwärts trieb, konnte er in diesem Moment selbst nicht sagen.

Eine gewaltige Gruppe Vögel saß zwischen den Sträuchern. Die Morgensonne benetzte den freien Platz unweit des Waldrandes bereits mit ihren ersten Strahlen, die sich einen Weg durch den Nebel gekämpft hatten. Der Gestank nach Tod und Verwesung aber lag in der Luft – nichts, was dem jungen Hirten neu war. Trotzdem weckte es in ihm eine Übelkeit, dass er am liebsten zurückgewichen wäre.

Ja, da lag er, der Kadaver. Der Boden war so vollgesogen von Blut, das sich die Erde rund um den Leib dunkel verfärbt hatte. Da hatte er seinen Beweis! Der junge Mann machte bereits kehrt, als einige Raben sich aus der Gruppe lösten und den Blick freigaben auf das, was dort ein Jäger zurückgelassen hatte.

Der Hirte erstarrte. Ein toter Körper lag im blutnassen Laub. Zu seinem Leichentuch waren Fetzen aus Stoff geraten, die im geronnenen Lebenssaft klebten, bis zur Unkenntlichkeit zerrissen. Nein, dies konnte kein Tier sein. Der Hirte versuchte sich wieder und wieder einzureden, es hätte ein Opfer sein können, ein hingerichtetes Schaf als Geschenk an die Götter. Je näher ihn aber

seine Beine trugen, die wie von selbst nach vorne liefen, umso mehr erkannte er die Umriss eines Menschen.

Der Anblick war grauenregend. Nur der Gestank ließ darauf schließen, dass zwei oder drei Tage vergangen sein mussten, seit diese Person gestorben war. Die Raben hatten sich an ihrem Gesicht mit solcher Gründlichkeit gütlich getan, dass nichts mehr zu erkennen war. Und doch schien das Leben die Leiche noch nicht verlassen zu haben.

Sie regte sich. Der Hirte musste sich den Handrücken zwischen die Zähne schieben, um nicht aufzuschreien. Irgendetwas hatte die Bauchdecke unter den blutverschmierten Fetzen in Bewegung gebracht. Fast schien es, als atmete diese bedauernswerte Gestalt noch, eine Seele in einem toten Körper gefangen. In den schlimmsten Schauergeschichten hatte der Junge noch nie etwas davon gehört. Am liebsten wäre er auf der Stelle davongerannt. Eine Stimme in seinem Kopf murmelte aber, dass es dafür zu spät war.

*Sollte dort wirklich noch eine Seele gefangen sein, hat sie mich gesehen. Sie wird die Geister in den Sonnenwendnächten zu sich rufen, um sich an mir zu rächen, wenn ich ihr nicht helfe.*

Mit jedem weiteren Schritt jagte dem Hirten ein Schauer über den Rücken. Nur einen Satz, mehr brauchte es nicht, um eine gefangene Seele zu befreien. Es waren die rituellen Worte, mit welchen jeder Verstorbene den Weg in die Andere Welt fand, das Jenseits, von wo er nur an den höchsten Festtagen zurückkehren konnte. Er musste es tun. Er musste diese Seele einfach ins Jenseits geleiten. Grauenhaftes Unglück würde es bringen, den Zorn eines Verstorbenen auf sich zu ziehen.

Also trat er näher. Sein Blick schien mit dem Körper verwachsen, der sich noch immer regte. Krächzend stoben die ersten Raben auf, von dem Störenfried aufgeschreckt. Der ganze Wald, alle Stimmen, alle Geräusche schienen von einem Moment zum anderen verstummt. Schmatzende Laute drangen aus dem Inneren der Leiche. Ob er es nun Tollkühnheit oder Neugierde nennen wollte, mit zitternden Fingern brach er einen Ast von einem Strauch. Seine Hände hätten ihn beinahe fallen gelassen, bevor er die Spitze in den blutigen Stofffetzen vergrub und der Leiche einen Stoß versetzte.

Da plötzlich rutsche der Stoff zur Seite. Von einem spitzen Aufschrei begleitet, stolperte der Hirte rückwärts. Jetzt sah er es. Sah, dass es nur die Maden waren, die sich im Inneren des Körpers an Tod und Verwesung ergötzten. Nun, da der zerfetzte Stoff beiseite gerutscht war, erkannte er die tote Person als eine Frau. Die Rundungen von Brüsten zeichneten sich ab, faltig und verblüht, wie der Junge es nur von den ältesten Frauen seines Dorfes kannte. Der

entsetzliche Anblick, der sich mit dem Gestank von Verwesung mischte, trieb ihm die Galle hinauf, erfüllte ihn zur gleichen Zeit jedoch mit der grotesken Erleichterung, dass er einem Irrtum unterlegen war.

Nein, kein Leben war mehr in diesem toten Körper. Hier lagen nur die Reste einer Unglücklichen, die vielleicht einem Raubtier oder Wegelagerern zum Opfer gefallen war. Von diesem Wissen enthemmt, scheuchte der Junge mit dem Fuß die letzten Raben auf und besah sich die Tote näher, in der Furcht, vielleicht Anzeichen auf eine vertraute Person zu finden. Seine Ängste aber blieben unbegründet. Der Hirte hatte sich schon halb zum Gehen gewandt, da auf einmal mit den ersten Strahlen der Morgensonne ein Schimmern zwischen den blutverschmierten Fetzen zu sehen war.

Neugierig trat der Hirte wieder zurück, einen neuen Ast gepackt, mit dem er die Lumpen beiseitezog und auf einmal glänzendes Metall auf dem verwesenden Fleisch entblößt sah. Der Junge traute seinen Augen nicht. War das Gold? Grotesk schimmerte goldgelber Schmuck, eine verzierte, filigrane Fibel, im Licht, die so gar nicht zu der grauen Verwesung passen wollte, in der er sie gefunden hatte. Geschickt fädelt der Junge die Spitze des Astes in den gewundenen Ring am Ende der Gewandnadel-Feder und beförderte den Schmuck damit sicher in seine in Mantelwolle gehüllte Hand.

Tatsächlich. Das musste Gold sein, so hell wie es glänzte! Sein Vater würde außer sich sein vor Freude, wenn er ihm diesen Schmuck übergeben konnte! Ja, er würde ihm dann sicher verzeihen, dass er vor zwei Tagen nachlässig gewesen und ein Schwein einem Wolf zum Opfer gefallen war. Voller Freude wickelte der junge Hirte die Fibel schon in einen Beutel, halb zum Gehen gewandt, als plötzlich der Schrei eines Raben die Luft zerriss und er erstarrete.

Was tat er hier? Der Geist dieser Toten würde ihm auf ewig zürnen, wenn er sie im Tod beraubte. Nein, irgendetwas musste er ihr dafür zurückgeben. Auch wenn dieser Schmuck nicht aussah, als ob er jemandem so ärmlich gekleideten wirklich gehören würde. Doch das tat nichts zur Sache. Selbst, wenn sie die Gewandnadel gestohlen hatte, musste er ihr etwas Gleichwertiges zurückgeben. Und in dieser Ahnung löste der Junge die eigene Eisenfibel aus seinem Mantel und warf sie von sich.

Er hörte nur noch, wie das Metall auf dem verwesenden Fleisch aufschlug. Auf einmal schien eine eisige Faust sein Herz umklammert zu halten. Der Gesang der Raben über ihm gewann eine solche Lautstärke, dass es in den Ohren dröhnte. Ja, als würden sie zusammen eine eigene Stimme mit sich tragen, Worte, die Menschen nicht hören sollten.

Der Hirte blickte nicht mehr zurück. Seine Schweine waren vergessen. Er jagte nur noch durch den Wald, nach Hause zurück, nicht wissend, was er mit der Fibel, die er der Toten gestohlen hatte, in seine Siedlung trug.

# 1

Dunaan und Cernos hatten in der Sonnenwendnacht noch einen weiten Weg durch das Dickicht auf sich genommen, um jenseits des Lagers dieser fremden Söldner sicher die Nacht zu verbringen. *Rabekrieger* hatte Cernos sie im Nachhinein genannt. Denn diesen Namen hatte Eburatos ihnen verliehen, nachdem er zum ersten Mal sein neues Heer in voller Stärke formiert hatte. Der Fremde, der sie anführte, ließ sich seinen Worten nach von den Söldnern Heimeran nennen, Heimat des Raben. Die Schreie der Schlachtenvögel verfolgten die beiden Flüchtenden so lange, dass Dunaan es schon für ein böses Omen hielt.

Zu Lugus, dem Lichtgott, schickten sie nur ein kärgliches Trankopfer zum Sonnenuntergang – mehr ließen ihre Vorräte nicht zu. Und als die Nichte des Fürsten Dhalaitus am nächsten Morgen erwachte, hielt Cernos ein so hohes Fieber gefangen, dass sie ihn aus seinem Delirium gar nicht mehr erwecken konnte.

Erst Taubheit, dann Resignation, dann war es Panik, die Dunaan überfielen. Hilflos kniete die junge Frau am Schlaflager ihres einzigen Begleiters, der sie in diese Wildnis geführt hatte, fernab aller Wege. Alle ihre Decken, die sie Elaid zu Beginn der Flucht abgenommen hatten, wickelte Dunaan um den Todkranken, bevor sie das Feuer schürte. Doch noch während sie mit zitternden Fingern trockenes Holz zusammenraffte, wusste sie, wie zwecklos all ihre Bemühungen waren. Sie lagerten mitten im Wald. Nach allen Richtungen erblickte die junge Frau nichts außer Bäumen, einen Bachlauf vielleicht, Talhänge und ansteigendes Gelände. Selbst aber, als sie einen felsigen Steilhang erklommen hatte, um in dieser Fremde wenigstens den Ansatz einer Orientierung zu finden, blickte sie nur über ein Meer von Baumkronen, das das hügelige Land bis an den Horizont wie einen Schleier überzog.

Verzweifelt sackte die junge Frau vor einem entwurzelten Baum ins nasse Laub. Sie kämpfte mit aller Gewalt gegen die Tränen, die immer hartnäckiger aus ihren Augen zu drängen versuchten. Schnell aber verlor sie auch diesen Kampf. Es war aussichtslos. So sehr sie sich bemühte, Cernos kam nicht mehr zu Bewusstsein. Der einzige Mann, der sie aus dieser Wildnis nach Hause hätte führen können, würde in wenigen Tagen verstorben sein. Sie trug nichts bei sich, keine Kräuter, keine Tränke. Einen halben Tag hatte sie damit vergeudet, zwischen den mächtigen Buchen und Eichen nach einer Weide zu suchen, aus deren Rinde sie einen entzündungshemmenden Trank hätte bereiten können.

Sie war das einzige Heilmittel, das ihr in den Sinn kam und das die junge Frau sicher hätte identifizieren können. All die anderen Namen von Pflanzen und Pilzen, die die Schamanen zu gebrauchen pflegten, es war so lange her, dass sie selbst davon gesammelt hatte. Mit jedem zweiten Schritt begegnete Dunaan einem Kraut, das in ihrer Erinnerung mit irgendeiner heilsamen Wirkung behaftet war. Doch Heilmittel und Gift lagen so nah beieinander. Auf dem Glauberg oder bei Reisen war immer jemand an ihrer Seite gewesen, der guten Rat wusste.

Und deshalb weinte sie. Sie weinte wie ein Kind, dem sie in ihrer Hilflosigkeit glich, und hasste sich dafür. Was hatte sie sein wollen? Eine Kriegerin? Eine Heerführerin? Bhranags Erbin? Ihr Vater hätte sich in Grund und Boden schämen müssen, wenn er sie so sitzen gesehen hätte! Dunaan spürte nicht mehr, wie sich ihre Fingernägel in das Fleisch ihrer Beine schnitten, so umschlossen, wie sie die angezogenen Knie hielt. Alle Geräusche, die sie umgaben, hatten sich in ein tosendes Rauschen verwandelt, wie Wasserwellen mit jedem Schluchzen aufgewühlt, sodass kein Laut mehr vom anderen zu unterscheiden war.

Den warmen Atem fühlte sie erst, als der Geruch nach Tier betäubend stark in ihre Nase zog. Erschrocken sprang Dunaan auf, stolperte drei Schritte rückwärts, um beinahe über eine Wurzel zu fallen, als sie sich endlich des verirrt Schafes bewusst wurde, das eben noch an ihrem Gesicht gerochen hatte. Zwei Herzschläge lang stand sie nur da, musterte das Tier, das – wie ihr nun erst bewusst wurde – von einigen Artgenossen begleitet wurde, die im Dickicht verteilt von den Kräutern fraßen.

Schafe. Das struppig weiße Fell bedeckte ihre Körper gerade dicht genug, damit die Sonne die weiße Haut nicht verbrannte. Dunaan glaubte einer Fremden gleich mit ansehen zu können, wie ihr Gehirn wieder seine Arbeit aufnahm – und sie endlich begriff, was das Erscheinen der Tiere bedeutete. Sie waren geschoren worden! Geschorene Schafe gehörten einer Herde an, die von Hirten bewacht in die Wälder getrieben wurde.

Auf einmal erstarben jegliche Ängste vor den unbekanntenen Feinden, die in diesen Wäldern lauerten. Ohne auf ihre eigene Erschöpfung, die Schmerzen in ihren Gliedern Rücksicht zu nehmen, jagte Dunaan durch das Dickicht, den frischen Hufspuren folgend, die sie wenig später auch schon auf einen stark zugewachsenen Hirtenpfad führten. Nun wurden die Stimmen der Tiere immer lauter. Die Erleichterung siegte über alle Eindrücke, die von Dunaan Besitz ergreifen wollten, als endlich die Gestalt eines jungen Mannes zwischen den Büschen erschien – ein drahtiger Halbwüchsiger, mit einem Jagdmesser

und einem langen Stock bewaffnet, der jedoch eher dem Treiben der Herde diente. Zwei Hunde, die eben noch übermütig einer Maus hinterhergejagt waren, hoben die Köpfe und begrüßten Dunaan mit einem misstrauischen Knurren.

Erst der Anblick der Hirtenhunde bremste Dunaan's Überschwang, der sie nun ebenso schnell mit ihren Sorgen allein ließ. Der junge Mann hatte sich überrascht zu ihr umgedreht. Sie überlegte fieberhaft, wie sie ihm ihre Notlage erklären könnte, ohne dabei sich oder Cernos zu verraten, als plötzlich ein erkennendes Lächeln die Züge des Hirten erhellte und er fragte: „Dunaan? Seid Ihr Dunaan?“



Borigennos hatte in seinem jungen Leben viel ertragen müssen. Die Schmerzen seiner Verletzungen, den Todesrausch einer Schlacht, das alles erschien ihm seit Tagen nicht so schwer zu erdulden wie die Ungewissheit des Wartens. Wenigstens Hahles war endlich an die Seite seiner Gefährten zurückgekehrt. Was auch immer dieses Mädchen, Borigennos – oder wie sie sich nannte – ihm eingeflüßelt hatte, die Kräuter wirkten so gut, dass er selbst jetzt, drei Tage nach seiner Befreiung, noch in einem Zustand aus Schlafen und Wachen vor sich hindämmerte. Borigennos hätte sie am liebsten dafür persönlich zur Rechenschaft gezogen – denn zu allem Überfluss fesselte Hahles' prekärer Zustand sie noch weiter an ihr notdürftiges Versteck. Jedes Mal aber, wenn er sich allzu sehr darüber aufregen wollte, erinnerte der Fürstenbruder sich daran, dass ihnen womöglich gar keine andere Möglichkeit für eine Befreiung geblieben wäre.

Warum auch immer sie diesen Bengel mit auf eine solche Reise genommen hatten! Kriegerweihe hin oder her, ein so unerfahrener Fährtenführer war mehr Ballast als wirkliche Hilfe. Auch wenn seine Ortskenntnis und der Zufall, dass ausgerechnet Bekannte von ihm in diese undurchsichtigen Mächenschaften verwickelt waren, die Suche erleichtert hatten. Das musste Borigennos Hahles zugestehen.

Trotzdem änderte es nichts daran, dass vor allem er sie nun aufhielt. Sie hatten Dunaan gefunden! Sie war so nahe gewesen, zehn, zwanzig Galopp-sprünge entfernt und doch wieder schier von den Geistern dieses Landes verschlungen! Der Gedanke machte Borigennos seit Tagen so rasend, dass er kaum einen Moment Ruhe fand und stattdessen immer wieder von seinem

Schlaflager, eingezwängt zwischen Kisten, Töpfen und allerlei Gerümpel, aufgesprungen war, um grübelnd auf und ab zu laufen.

„Du machst dir viel zu viele Sorgen, Junge! Es erzürnt die Götter, ihr Vertrauen so sehr in Zweifel zu ziehen. Menschen opfern ihnen, und sie senden ihre Hilfe!“

Borigennos holte tief Atem. Nein, sie erleichterte die Situation nur zum Teil. Aus der Not heraus hatten Halvo, Drabal und Borigennos den fast bewusstlosen Hahles zurück zu der Köhlerfrau und ihrem Gefährten geschafft, die den Fürstenbruder mit ihrer Gastfreundschaft nur so zu überschütten versuchte. Der Umstand, unter einem festen Dach am warmen Feuer lagern zu können, war doch angenehmer, als in der Wildnis dieser riesigen Wälder. Der künftige Heerführer hätte seine Zeit jedoch lieber mit weniger wunderlichem Gesindel verbracht.

Der alten Frau für ihren Teil schien der Besuch willkommene Abwechslung in ihrem Alltag. Ununterbrochen sah Borigennos die Bänder an ihren Armen umherwirbeln, während sie die Männer bewirtete und sich fast mit mütterlicher Rührseligkeit um Hahles kümmerte, sodass es ihm zumindest nach diesen drei Tagen schon deutlich besser erging. Dem Fürstenbruder schien das Mütterchen, das sich Moriadua nannte, jedoch mehr einem jener Druckgeister zu gleichen, die nachts in die Häuser der Menschen schlichen, um sich auf ihren Brustkorb zu setzen und ihnen den Atem zu stehlen. Vielleicht kam es schon Verfolgungswahn gleich, immer wieder jedoch überkam Borigennos die Ahnung, als beobachtete die kauzige alte Frau ihn in einem unbemerkten Moment mit den Augen einer wissenden, viel weniger zerstreuten Person, die wie eine Spinne Gefallen daran gefunden hatte, langsam aber sicher ein Netz zu weben. Und jeden Tag, den Borigennos in diesem Versteck ausharren musste, glaubte er, die Fäden deutlicher zu spüren, die sich um seine Glieder spannten.

„Was die Hirten wissen, verbreitet sich schneller, als die Raben fliegen!“ Borigennos schreckte auf, als er ihre Stimme plötzlich so nah an seinem Ohr hörte. Unbemerkt war die Alte an ihn herangetreten. Nur einen Herzschlag lang schien es, als huschte ein triumphierendes Lächeln über ihre Lippen, bevor sie ihm einen Becher Tee in die Hand drückte und mit einem großen Schritt über Hahles' Schlaflager zurück zur Kochstelle ging. „Wenn die Hirten sie nicht finden, hat der Wald sie schon zu sich genommen. Dann ist sie zu einem Opfer bestimmt, das wir den Göttern nicht nehmen dürfen!“

*Du magst dich mit diesem Glauben abfinden!*, hetzte Borigennos in Gedanken, wagte jedoch nicht, es in Worte zu fassen. Eines musste er ihr zuge-

stehen: Ganz ohne Grund hatte sie ihm sogar ihre Hilfe bei der Suche nach Dunaan angeboten. Und auch, wenn es dem Fürstenbruder nicht schmecken mochte, womöglich hatte sie den schnellsten Weg gefunden, Dunaan tatsächlich zu ihnen zu bringen. Obwohl die Köhlerhütte nicht weit vom Bärenhain entfernt lag, hatten doch in den vergangenen Tagen keinerlei Krieger, Wanderer, Händler oder andere Menschen aus der Siedlung die schmalen Pfade zu der Behausung gekreuzt. Warum auch? Niemand tauschte Holzkohle im Sommer, da das Wetter mit jedem Tag wärmer wurde. Die einzige Person, der Borigennos und die Köhlerleute seit ihrer Ankunft begegnet waren, war ein wandernder Hirte, der eine große Herde Schafe weit ab von den Siedlungen in die Wälder trieb und mit seinen Tieren tagelang die unberührten Lichtungen und Haine abließ, die nicht wie die Waldränder vom Vieh der nahen Dörfer kahl gefressen waren.

Dieses kurze Treffen hatte Borigennos zu bedenken gegeben, dass er möglicherweise doch häufiger den Kontakt zu solch einfachen Menschen hätte suchen können. Denn, wie auch immer diese Verbindungen zustande kamen, die wandernden Hirten, die Köhler, die Jäger, all diese Bewohner der wilden Länder abseits aller Dörfer, hatten scheinbar eine uralte, verschworene Gemeinschaft gebildet, auf die kein Fürst mehr wirklichen Einfluss nahm. Aus diesem Grund hatte der Hirte gar nicht danach gefragt, wer diese Frau war, die sie alle suchten. Der Fürstenbruder war sich sicher, dass er längst von den Geschichten gehört haben musste, wenn zutraf, was Moriadua über diese Menschen erzählte. Und trotz Borigennos' anfänglichem Misstrauen gab er zu, dass ihr Plan wirklich gelingen konnte. Nur ließen die Götter sich Zeit.

Borigennos hielt es langsam nicht mehr aus. Obwohl schon Moriaduas Gefährte vor zwei Tagen für Tauschgeschäfte in eine weiter entfernte Siedlung ausgezogen war und somit nicht in der kleinen Hütte übernachtete, blieb durch die Lager der vier unerwarteten Gäste in dem Raum kaum mehr Platz zum Gehen. Drabal hatte dem schon Genüge getan und teilte sich sein Schlaflager mit den Ziegen, deren Pferch nur mit einem Gatter vom Wohnraum getrennt lag. Trotzdem war der Platz im Innenraum so rar, dass der Fürstenbruder an diesem Morgen glaubte, nicht mehr atmen zu können.

Erleichtert flüchtete er sich ins Freie. Der Rauch des immer noch ausglühenden Holzkohlemeilers hing wie schwarzer Nebel über der Lichtung und kratzte dem jungen Mann im Hals. Doch alles erschien ihm besser, als weiter wie ein Tier eingesperrt mit dieser wunderlichen Frau im Haus zu verweilen. Halvo vertrieb sich die Zeit mit vorsichtigen Spähritten, immer bemüht, keinem Bewohner des Bärenhains zu begegnen, die wohl noch immer nach den

fremden Männern Ausschau hielten, die beinahe Dunaan erneute Verschleppung vereitelt hätten. Zu gern hätte Borigennos ihn um sein Pferd gebeten, damit er es ihm gleichtun konnte. Zu allem Überfluss jedoch schmerzte die Schwertwunde in seinem Bauch so erbärmlich, dass es ihm zeitweise die Luft raubte.

Aus diesem Grund gelang es Borigennos nur mühsam, seine Gedanken zu klären. Noch war es Vormittag. Sonnenstrahlen griffen durch das rauschende Blätterdach, das das Laub an den Bäumen wie verzaubert leuchtete. Der Kohlerauch kleidete dieses unwirklich schöne Bild in die Düsternis der Wirklichkeit. Immer wieder schloss Borigennos die Augen, die Hände hinter den Kopf verschränkt, als sammelte er Schwung für einen Schlag gegen einen unsichtbaren Gegner. *Uedhor! Uedhor, ich bitte dich, ich flehe dich an! Beschütze Dunaan, deine Erbin, und bring sie zurück zu mir!*

„Der Gott des Wassers schützt seine Kinder!“

Borigennos fuhr herum. Wie von selbst krallte sich seine Hand um den Schwertgriff, wollte die Waffe aus der Scheide reißen. Das Sonnenlicht spiegelte sich bereits auf dem blanken Eisen, als er sich selbst bremsen konnte und begriff, dass es nur Moriadua war, die lautlos an ihn herangetreten war und direkt hinter ihm stand.

„Hat man Euch gelehrt, in die Köpfe fremder Menschen zu sehen?“

Die Alte lächelte gewinnbringend. „Manchmal braucht es nicht die Kräfte eines Schamanen dafür. Man sieht es Menschen an, wenn sie beten.“

Borigennos hielt mühsam seine Missbilligung zurück. Die Höflichkeit gebot es, dass er seine Gastgeberin nicht zusammenstauchte, nur weil sie ihm vor ihr eigenes Haus nachgefolgt war. Es änderte nichts daran, dass er lieber alleine geblieben wäre. Aber selbst dem verräterischen Zucken seiner Lippe zum Trotz machte Moriadua keine Anstalten, wieder zu gehen. Stattdessen begann sie: „Warum hast du mich nicht gefragt, woher ich dich kenne?“

„Ihr sagtet doch, Ihr würdet einen Erben des Uedhor erkennen.“

„Natürlich. Aber das hat seinen Grund. So klein bist du gewesen, als ich euch alle verlassen musste.“

„Euch?“ Die rechte Hand des Fürstenerbes verkrampfte sich. Je länger er zuhörte, umso mehr focht Vernunft mit Neugierde, ob er ihre Geschichte tatsächlich wissen wollte. Das Gefühl, sich völlig durchschauen zu lassen, weckte ein kaum zu ertragendes Bedürfnis nach Flucht. Als seine Wissbegierde jedoch die Oberhand gewann, entschied er sich dafür, zu bleiben. Beim Blick in Moriaduas Augen schien ihr Geist auf einmal fern, als sie zu erzählen begann: „Den kleinen Dhalaitus. Ausgerechnet er ist das erste Kind gewesen, dem ich

auf die Welt geholfen habe. Und ich hatte solche Angst um ihn, so jung wie ich damals war.“

„Ihr?“ Borigennos wollte nicht glauben, was er hörte. „Ihr lügt doch! Wie solltet Ihr, eine Köhlerin aus den Wäldern der Raino, zur Hebamme meines Bruders werden?“ Seine Geduld fing an, an einer kritischen Schwelle zu schaben. Die Entrüstung, die er wie natürlich über diese Anmaßung empfand, trübte schon bald die Erkenntnis, dass ihre Erzählung gar keine Lüge darstellte. Ganz unberührt sah sie ihn an, die alte Frau. „Ich hatte gehofft, Dhalaitus’ Mutter würde es eines Tages als sinnig erachten, *alle* Geschichten zu erzählen, die die Sippe des Uedhor umranken. Dabei ist sie zu ihren Lebzeiten so großzügig gewesen. Manchmal hat sie unseren Leuten sehr persönliche Geschenke gemacht.“

„Was heißt, *alle*? Weib, wenn Ihr wollt, dass ich Euch Glauben schenke, solltet Ihr endlich aufhören, Euch mit Euren Rätseln wichtiger zu tun, als Ihr seid!“

Moriadua schüttelte tadelnd den Kopf. „Ihr Kinder, Ihr seid so hitzköpfig in diesem Alter!“ Dann lächelte sie. Und es war dieses Lächeln, das Borigennos’ Beherrschung völlig ins Wanken brachte. Die eine Geste barg ein Versprechen, die Gewissheit, dass der Fürstenbruder schon lange Teil eines Spiels war, über das er jede Kontrolle verloren – ja, sie vielleicht gar nicht besessen hatte. Hilflos wusste er nicht mehr, was er tun sollte, war nur noch darum bemüht, alte Souveränität zu mimen, obgleich er wusste, dass Moriadua längst unter seine Maske blickte.

Was war das, was er in ihren Augen las? Mitleid? Gar Genugtuung? Die Antwort blieb sie ihm schuldig. Die alte Frau hatte sich schon beinahe wieder zum Gehen gewandt, um ihren Rätseln ein letztes hinzuzufügen: „Nein, wie solltest du auch von all dem etwas wissen! Frag deinen Bruder, den großen Dhalaitus, ob die Götter es billigen, wenn man ihr eigenes Blut verstößt, obwohl es reiner ist, als jedes, das ein anderer Mensch hätte zeugen können! Frag ihn danach!“

Damit machte sie kehrt. Das erste, was in Borigennos wieder zum Leben erwachte, war Wut, Wut darüber, wie sie mit ihm umsprang, diese Fremde, die alte, kauzige Frau, die mit ihm spielte, als wäre er irgendein Findelkind, das sie auf den Wegen aufgelesen hatte. „Wartet!“, brüllte er ihr hinterher. Moriadua drehte sich um, als er ihr nachsetzte. Anstatt auf seine Aggressionen einzugehen, wies sie ihn jedoch auf einmal völlig ungerührt an: „Sieh hin!“

Die unerwartete Aufforderung brachte Borigennos aus der Fassung. Verwundert sah er sie zum anderen Ende der Lichtung nicken und ihren Worten

nachtragen: „Sieh, und glaube mir endlich, dass die Götter mit den Hirten sind!“

In seiner Fassungslosigkeit wusste der Fürstenbruder nichts anderes, als ihr zu folgen – und erstarrte auf einmal in der Bewegung.

Was ihnen vorauseilte, waren die Schafe. Zu Dutzenden rannten sie blökend auf die Lichtung, bewacht von zwei wolfsgroßen Hunden, die ihrem Herrn den Weg erkundeten. Dieser folgte nur wenig später, ein hagerer junger Mann, der gemeinsam mit einer zweiten Person eine Trage schleppte. Borigennos' Blick glitt nur flüchtig über den dort bewusstlos Daliegenden, ein ausgezehrtter Mann mit früh ergrautem Haar. Sein Blick haftete auf der jungen Frau, die hinter dem Hirten lief. Die Morgensonne offenbarte schonungslos alle Zeichen, die die Strapazen in ihre Züge gebrannt hatten. Gealtert schien sie, viel stärker, als einem Mädchen wie ihr es wiederfahren sollte. Und doch zählte für Borigennos nur eine einzige Tatsache, eine Gewissheit: Es war Dunaan. Dunaan war am Leben. Und sie war hier.

# ORTSNAMEN UND IHRE HEUTIGEN ENTSPRECHUNGEN

Uedhoreiba	→	Wetterau
Vogelberge	→	Vogelsberg
Glauberg	→	der heutige Glauberg
Siedlung an den Reiher-Auen	→	Bad Nauheim
Widderfeste	→	Milseburg (Rhön)
Östliches Gebirge/Raino	→	Rhön
Manthva	→	Mantua/Mantova in der Lombardei (Italien)
Alpen	→	Die heutigen Alpen
Moenus	→	Main
Nida	→	Nidda
Rheno	→	Rhein
Siedlung am Bärenhain	→	fiktiv

# PERSONENVERZEICHNIS

<b>Adavall</b>	Ebermann, Krieger und Sohn eines Bauern vom Glauberg; Ehemann von Hahles' Schwester Raelhia
<b>Aehlos</b>	Ebermann, Bruder des Gredon und Verräter an Borigennos und Dunaan; von Bhranag im ersten Teil der Geschichte getötet
<b>Albius</b>	Widdermann, Verlobter von Boriana; in die Entführung von Dunaan und Cernos verstrickt
<b>Arundos</b>	Widdermann, Vater von Boriana, Händler und alter Freund von Ihlain dem Schmied
<b>Baldhon</b>	Ebermann, alter Bauer aus der Siedlung an den Sandsteinbrücken
<b>Bhranag</b>	Ebermann, ältester Bruder aus der Fürstenfamilie vom Glauberg und Heerführer einer Streitmacht der Siedlung an den Reiher-Auen, Vater von Dunaan; im ersten Teil der Geschichte von Aehlos' Vater getötet
<b>Boriana</b>	Widderfrau, Tochter des Arundos, ehemalige Verlobte von Hahles und momentane Verlobte von Albius
<b>Borigennos</b>	Ebermann, jüngster Bruder von Dhailaitus und Bhranag, Onkel der Dunaan mit brüderlichem Verhältnis zu ihr

<b>Bribian</b>	Ebermann, jüngerer und einziger Bruder von Hahles, zweiter Sohn von Ihlain dem Schmied
<b>Cernos</b>	Widdermann, Schamane, der von seinen eigenen Leuten gefangen genommen wurde, als er einen Verrat gegen Dhalaitus aufdecken wollte
<b>Darra</b>	Frau von Ihlain dem Schmied, Mutter von Hahles, Raelhia, Bribian und fünf weiteren Kindern
<b>Dhalaitus</b>	Ebermann, Fürst der Uedhoreiba und den Eberleuten, mittlerer Sohn der Fürstenfamilie und Bruder von Bhranag und Borigennos
<b>Drabal</b>	Ebermann aus einem Dorf in den Vogelbergen, begleitet Hahles auf seiner Reise zu den Widderleuten
<b>Drinai</b>	Eberfrau, Mutter von Bhranag, Dhalaitus und Borigennos; wurde ungewöhnlich alt und genießt großes Ansehen bei ihrem Stamm noch über den Tod hinaus
<b>Dunaan</b>	Eberfrau, ehrgeizige Tochter des Bhranag und Nichte von Borigennos und Dhalaitus mit dem Ziel, einmal Heerführerin zu werden
<b>Eburatos</b>	Widdermann, Fürst der Widderleute
<b>Garwan</b>	Einer der legendären Söhne des Uedhor und Erben der Uedhoreiba, Begründer der Eberleute

<b>Gredon</b>	Ebermann, fähiger und guter Krieger unter Bhranags Kommando, ärgster Konkurrent von Dunaan um die Position des Heerführers, Bruder von Aehlos
<b>Hahles</b>	Ebermann, Sohn von Ihlain dem Schmied und Darra, junger Krieger unter Dhalaitus' Kommando
<b>Halvo</b>	Ebermann, ranghoher Krieger, Freund und Vertrauter des Borigennos
<b>Heimeran</b>	Schamane, Anführer des Rabenvolks
<b>Ihlain der Schmied</b>	Ebermann, bekannter und erfolgreicher Schmied vom Glauberg, Mann von Darra und Vater von Hahles, Bribian und Raelhia
<b>Korhain</b>	Händler vom Volk der Pferdeleute weit aus dem Süden
<b>Licates</b>	Ebermann, Schamane aus den Vogelbergen, Freund des Drabal
<b>Moriadua</b>	Widderfrau, Köhlerin aus den Wäldern nahe dem Bärenhain
<b>Raelhia</b>	Eberfrau, Schwester von Hahles und Bribian, Tochter von Darra und Ihlain dem Schmied, Ehefrau des Adavall
<b>Thaimos</b>	Einer der legendären Söhne des Uedhor und Erben der Uedhoreiba, Begründer der Widderleute

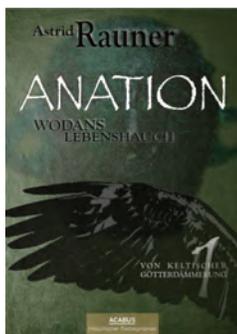
## DIE AUTORIN

Astrid Rauner wurde 1991 in der hessischen Wetterau geboren. Seit dem Abschluss des Abiturs 2008 studiert sie in einem Masterstudiengang Umweltmanagement in Gießen.

Keltische und germanische Geschichte begleitet sie bereits seit ihrer Kindheit. Archäologische Funde aus Deutschland und Mitteleuropa inspirieren sie zu ihren Werken, in welchen sie zu ergründen versucht, wie die Lücken europäischer Vorgeschichte geschlossen werden können.



## WEITERE ROMANE AUS DEM ACABUS|VERLAG



Astrid Rauner

### **Anation**

Wodans Lebenshauch

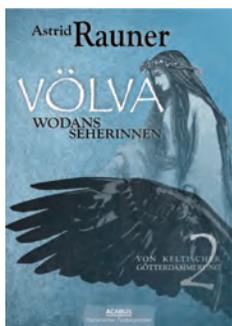
Von keltischer Götterdämmerung 1

ISBN: 978-3-86282-019-1

302 Seiten

EUR 14,90

ACABUS Verlag September 2011



Astrid Rauner

### **Völva**

Wodans Seherinnen

Von keltischer Götterdämmerung 2

ISBN: 978-3-86282-161-7

392 Seiten

EUR 14,90

ACABUS Verlag Oktober 2012



Astrid Rauner

### **Der Berg der Kelten**

Die Herrscher des Glaubenbergs

Teil 1

ISBN: 978-3-86282-139-6

236 Seiten

EUR 13,90

ACABUS Verlag Mai 2012

Unser gesamtes Verlagsprogramm

finden Sie unter:

**[www.acabus-verlag.de](http://www.acabus-verlag.de)**

**ACABUS** Verlag

| BUCHstablich NEU |